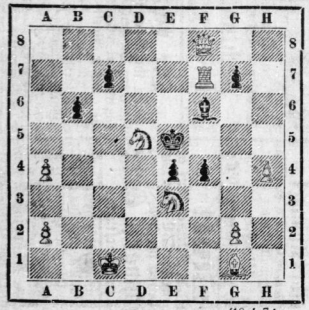
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 250.

Von Josef Pospisil in Prag.

Im Problemturnier des deutschen Schachbundes preisgekrönt.



(10 + 7.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Berichtigung. Die Aufgabe 249 in voriger Nr. ist leider arg entstellt abgedruckt: auf h6 ist die weiße Dame, auf h5 ein weißer Turm hinzuzufügen, der schwarze Bauer auf g2 in einen weißen zu verwandeln, schließlich anstatt „11 + 10“ zu lesen: „11 + 11“.

Partie Nr. 169.

Gespielt im Meisterturnier zu Frankfurt a. M. am 20. Juli 1887.

Sicilianische Partie.

E. Schallopp.	Capt. Mackenzie.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sb1—c3	Sb8—c6
3. Sg1—f3	g7—g6
4. d2—d4	e5—d4:
5. Sf3—d4:	Lf8—g7
6. Lc1—e3	d7—d6
7. g2—g3	Sg8—f6
8. Lf1—g2	

Vorsichtiger 8. h2—h3.

8.	Sf6—g4!
9. Sd4—c6:	b7—c6:
10. Dd1—d3	

Die Dame mußte nach d2 gehen; das verlorene Tempo rächt sich bis ins Endspiel hinein.

10.	Dd8—a5!

Minder gut a7—a5 wegen 11. Sc3—a4.

11. Le3—d4	Sg4—e5
12. Ld4—e5:	

Falls 12. Dd3—d1, so Lc8—g4 13. f2—f3 Lg4—f3: ꝛc.

12.	Lg7—e5:
13. f2—f4	

13. Ke1—d2 Lc8—a6 14. Dd3—e3 Ta8—b8 15. Th1—b1 c6—c5 16. f2—f4 Le5—d4 17. De3—f3 war kaum besser.

13.	Lc8—a6
14. Dd3—d2	Le5—c3:
15. Dd2—e3:	Da5—e3†
16. b2—c3:	Ta8—b8
17. Ke1—d2	Ke8—d7
18. Lg2—f1	La6—f1:
19. Th1—f1:	Tb8—b2
20. Tf1—b1	Th8—b8
21. Tb1—b2:	Tb8—b2:
22. e3—e4	

Weiß sollte 22. Kd2—e1 nebst 23. Ta1—b1 ziehen.

22.	Kd7—e6
23. Kd2—e3	Tb2—b7
24. Ta1—e1	f7—f6
25. g3—g4	g6—g5
26. f4—g5:	f6—g5:
27. Te1—f1	Ke6—e5
28. Tf1—f7	Ke5—e4:

Nicht h7—h6 wegen 29. Ke3—d3.

29. Tf7—h7:	d6—d5
30. e4—d5:	

Mit 30. Th7—g7 Ke4—e3 31. e4—e5 a7—a5 32. a2—a3 Ke3—f4 33. h2—h3 hätte Weiß doch wohl noch Remis erreicht.

30.	c6—d5:
31. Th7—f7	

Besser immer noch Th7—g7.

31.	Ke4—e3
32. Tf7—f5	d5—d4†
33. Ke3—e4	Tb7—e7†

Hier konnte Weiß (der die nachfolgende Kombination e7—e6 übersah und sich von den Bauern des Königsflügels etwas versprach) sich durch 34. Tf5—e5 Te7—e5† 35. Ke4—e5: e7—e5! 36. h2—h4 g5—h4: 37. g4—g5 h4—h3 38. g5—g6 h3—h2 39. g6—g7 h2—h1D 40. g7—g8D oder 36. .... e5—e4 37. h4—g5: d4—d3 38. e2—d3:! e4—d3 39. g5—g6 das Remis wohl sichern.

34. Ke4—b3	Te7—e3†
35. Kb3—b2	Ke3—d2

Statt dessen konnte e7—e6 sofort geschehen.

36. Tf5—f2+	Kd2—d1
37. Tf2—f1†	Kd1—e2
38. Tf1—f5	e7—e6
39. Tf5—g5:	Ke2—d2
40. h2—h4	Te3—e2†
41. Kb2—b3	Te2—e3†
42. Kb3—b2	d4—d3
43. h4—h5	Te3—e2+
44. Kb2—a3	Kd2—c1
45. h5—h6	d3—d2

Natürlich nicht Te2—h2 wegen 46. Tg5—h5, auch nicht Te2—c7 wegen 46. Tg5—g7 und Remis in beiden Fällen.

46. h6—h7	d2—d1D
47. h7—h8D	Dd1—a8+

Entschiedet schneller als Te2—a2†

48. Ka3—b4.	

Weiß giebt die Partie auf.

Schwebende Korrespondenzpartien.

Halle.	Magdeburg.	Magdeburg.	Halle.
27. Tg2—e2:	(Am Zuge.)	24.	(Am Zuge.)

Nunmehr ist die Vertagung auf zwei Monate eingetreten; die Züge sind bei dem Bearbeiter dieser Schachrubrik als Schiedsrichter niedergelegt.

Kleine Mittheilungen.

Der Saaleschachbund wird sein diesjähriges Turnier am 11. September in Löbenitz abhalten.

Räthsel.

Logogriph.

I.

Von F. M. in Halle.

Sie haben dran voll Heimlichkeit
Geschmiedet manche Nächte,
Auf daß es zu gelegner Zeit
Dann Unheil bringen möchte;
Gar schlimm geplant, so lief's, o Graus,
Auf einen Racheakt hinaus,
Auf arge Missethaten,
Doch ward's zum Glück verrathen.

Zum Glück, daß lahrt uns fröhlich sein
Und flugs das Ding verstümmeln,
Du aber Hausfrau, achte fein,
Daß es nicht mag verschimmeln;
Beim dritten, vierten, fünften Gang,
So je nachdem, lahrt's den Gourmand,
Beschieden schon als Gurken, —
Das andre machen Schunken.

II.

Von F. M. in Halle.

Täglich, wenn die Erde sich umschleiert,
Sich verhüllend ins Gewand der Nacht,
Und sobald der Morgen sich erneuert,
Ist's mit i noch immerdar erwacht;
Wenn's auch manchmal sich dem Blick entzieht,
Daß man es zuweilen gar nicht sieht,
Zeigt es doch alsbald sich freundlich wieder,
Wenn sein düstrer Vorhang sinkt hernieder.

Doch mit e, da ist es schon entschwunden
Und kein Auge wird es mehr erspähn,
Ja nur heute noch kann man bekunden,
Ob es ward voll Leid, voll Lust gesehn.
Im Erinnern nur noch heute blüht
Das mit e, wenn einer drum sich müht,
Wenn es mochte irgend wen erfreuen,
Oder auch, wenn's manche still bereuen.

Und ob ferner mag noch wiederkehren
Das mit e in ähnlicher Gestalt,
Kann man doch nur heute von ihm hören,
Denn bloß einen Tag wird stets es alt;
Bleibend ist wohl manchmal seine Spur,
Doch mit i füllt es die Weltenflur,
Hat gegrüßt auch schon mit seinem Glanze
Das mit e, die ephemere Pflanze.

Charade.

Von W. H. in Halle.

Die letzten Beiden und die Erste,
Das sind der Gegensätze schwerste,
Und ob's auch widersinnig scheint,
Sich's doch zu einem Ganzen eint.

Das Ganze ist die Erste lange,
Galt in den beiden Letzten viel;
Auf mehr als einem Waffengange
Wand sich der Lorbeer ihn ums Ziel.

Ja, der Geschichte Blätter melden
Vom Ganzen als von einem Helden!

Anagramm.

Von H. A. in Halle.

Zwei Silben nennen Dir ein Wort,
Das durch und durch voll Süßigkeit.
Umstelle beide und sofort
Derselbe Sinn im selben Kleid!

Kreuzräthsel.

Von P. Sch. in Halle.

a a a	weibl. Vorname,
a d d	männl. „
e e e	Mineral,
e e e f f i i i	deutsche Stadt,
i i k k l l l n n	Roman von Ebers,
o o r r r r r r r	europäisches Volk,
s s t	Himmelsgegend,
t t u	Raubthier,
u u z	schweizer Kanton.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Anagramms: Amsel, Selma.

Des Citatenräthsels: Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: Dr. A. Borst in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 33. Halle a. d. S., Sonntag 14. August. 1887.

Inhalt: Rothenburg an der Saale. Von F. Schr. I. — Das Stelldichein. Eine Erzählung von F. L. Bührlen. IV. — Land- und Hauswirthschaft: Ueber die Ursachen der Unfruchtbarkeit der Obstbäume und die Mittel zu ihrer Abhülfe. Die Krauselkrankheit an den Pfirsichen. Neue Methode, Ziegelmauern undurchdringlich gegen Wasser zu gestalten. Japanischer Haysen. Dunkelblaue Färbung auf Eisen. Silbergeld zu reinigen. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichfaltiges: Alte Rezepte. Zur Geschichte eines vielgesungenen Liedes. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

Rothenburg an der Saale.

I.

Wer auf der alten Handelsstraße Leipzig-Magdeburg von der ehrwürdigen Salzstadt Halle aus nach Mitternacht zu wandert, wird, wenn er seine Schritte von Garsena aus abendwärts wendet, in etwa fünf Stunden in einer tiefen Felsenschlucht, in die die Saale von Südwesten her einströmt, einen Ort, Rothenburg, erreichen, der von seinen zahlreichen Namensvettern durch den Beisatz „an der Saale“ unterschieden wird. Rothenburg liegt demnach inmitten der vielfältig gesegneten preußischen Provinz Sachsen, auf der Grenzscheide des Saalkreises und der ehemaligen Grafschaft Mansfeld. Mehr als zwei Jahrhunderte hindurch bildete es den Mittelpunkt fast aller Veranstaltungen, Sorgen und Mühen, welche die Hebung der Reichthümer, die hier die Mutter Natur in den Schooß der Erde versenkt hat, bezweckten. Da Bergbau, wo er auch umgeht, stets eine weit verzweigte Gewerbthätigkeit im Gefolge hat, so ist er auch den Bewohnern dieser Gegend zu einer reichlich fließenden, gesegneten Nahrungs- und Wohlstandsquelle geworden. In der preußischen Bergbaugeschichte nimmt somit das alte Rothenburg eine der hervorragendsten Stellen ein. Die Anregungen, welche dereinst von hier ausgingen, sind zum Glück wirksam geblieben bis auf unsere Tage, und eben weil sich Bergbau auch heute noch ringsum regt und streckt, möchte es nicht unbillig erscheinen, wenn wir Kinder einer anderen Zeit einmal einen Rückblick werfen auf das, was unsere Altvordern vor hunderten von Jahren zur Hebung natürlicher Bodenschätze gethan und was sie erreicht haben.

*

Rothenburg erhielt seinen Namen von dem rothen Felsen, auf welchem ausgangs des neunten oder anfangs des zehnten Jahrhunderts die Sorben-Wenden zum Schutze gegen die Sachsen eine Burg erbauten, die sie „Zputineburg“ nannten. Als der Städteerbauer Heinrich I. die Sorben gedemüthigt hatte, ging diese in sächsische Hände über. Sie wurde 922 eine kaiserliche Burg, die Rothenburg; im Jahre 1075 wurde sie durch Kaiser Heinrich IV. im Kampfe gegen die unruhigen Sachsen und Thüringer von Grund aus zerstört.

Der reiche Bergsegen, den die von den Kaisern Karl dem Großen und Heinrich I. im 9. und 10. Jahrhundert nach dem Harze entbotenen Bergleute im Laufe der Zeiten zutage förderten, verlockte naturgemäß zu weiteren bergmännischen Unternehmungen, die sich allmälig auch über den Saalkreis verbreiteten, nachdem zwei vom Harze ausgewanderte Knappen gegen Ende des 12. Jahrhunderts silberhaltigen Kupferschiefer in der benachbarten Grafschaft Mansfeld entdeckt hatten und die sämmtlichen erzstiftisch magdeburgischen Landestheile, zu welchen auch der Saalkreis gehörte, am 11. Mai 1216 vom Kaiser Friedrich II. mit dem Bergwerksrecht beliehen worden waren.

Auch in der Umgebung von Rothenburg wurde sehr bald Kupferschiefer gefunden, aber über den Beginn eines eigentlichen Bergbaues zur Gewinnung desselben fehlen zuverlässige Nachrichten, die erst vom Jahre 1446 an reichlicher und verbürgter zu fließen beginnen. In diesem Jahre verlieh nämlich der Erzbischof Friedrich III., Graf von Beichlingen, den Kupferschieferbergbau in der Umgebung von Rothenburg zwei Unternehmern, welche ihn in der Gegend westlich von Könnern, am sogenannten Saalberge, aufnahmen. Die gewonnenen Schiefer wurden zu Kirch-Etlau verhüttet. Doch scheint dieser Bergbau zunächst keinen besonderen Aufschwung genommen zu haben, vielmehr völlig wieder außer Betrieb gekommen zu sein, als man im Jahre 1466, nach anderen Kupferschieferlagerstätten suchend, nördlich von Wettin Steinkohlen fand. Auch die im Jahre 1512 vom Erzbischof

Mannichfaltiges.

Alte Rezepte.

In einem alten Rezeptenbuche vom Jahre 1642, das aber nach dem Zusatze auf dem Titelblatte: „Jetzt auffs new gemehret und gebessert, mit schönen Künsten, die vor nie der Gestalt gedruckt seyn“ noch weit älter sein muß, finden sich unter mancherlei kuriosen und abergläubischen Rezepten auch einige, die noch heute lehrreich und beachtenswerth sind. Dieses alte Büchlein — oder der Inhalt desselben — muß sicher eine große Verbreitung gehabt haben; ich fand vor vielen Jahren einmal dasselbe Buch, titellos und acht bis zehnmal so stark, bei einem Bauern, der es wie ein Heiligthum und wie einen kostbaren Schatz hütete, weil er danach — „dokterte.“ Die Rezepte hier hatten mit jenen gleichen Wortlaut. Jenes enthielt des Aberglaubens noch viel mehr, so z. B. ein genaues Verzeichniß aller Glücks- und Unglückstage mit genauer Angabe des Beweisgrundes, daneben auch manche gute Erfahrung und Beobachtung über Landwirthschaft und die gewinnbringende Hühnerzucht ꝛc. Manches war auch lehrreich und kunstvoll in Verse geformt; so ist mir noch folgender Vers im Gedächtniß haften geblieben, der auch heute noch nicht ganz werthlos ist:

Ein Wein zwölf Monat alt,
Ein Brot zwölf Stunden kalt,
Ein Ei von Einem Tag
Sind Dinge, die ich mag.

Auch in diesem qu. Büchlein wimmelt es von Aberglauben über den man mitleidig lachen muß, der sich aber von Generation zu Generation um so zäher erhält und forterbt, je absurder er ist, zumal wenn er in alten Papieren niedergeschrieben oder gar gedruckt ist, so z. B. wenn aus einem vergrabenen Kalbshirn Seidenwürmer wachsen sollen ꝛc. Ferner sind die vorgeschriebenen Medikamente derart, daß die Kur schon mehr eine Werdekur sein müßte, und daß der Ausgang derselben den „Verüber“ wohl bald mit dem Gericht in nähere Bekanntschaft bringen würde, da Bilsenkraut und Cicuta, Quecksilber und Aloë ꝛc. neben ganz harmlosen Dingen, wie Wegebreit und Mutterkraut — Fledermaus- und Maulwurfsblut ꝛc. eine Hauptrolle spielen. Andererseits muß man über manche Sachen billig wieder staunen, da sie eine für jene Zeit große Summe von chemischen Kenntnissen voraussetzen, so z. B. die Herstellung von Baumwolle, die sich im Sonnenlicht von selbst entzündet (unsere Schießbaumwolle wurde erst 1840 erfunden). Auch Kunststücke mancherlei Art werden gelehrt, so z. B. „daß sich ein Hering selber umkehre auf dem Roste: Nimm eine Gansfeder und thue darein Quecksilber und stopfe die Feder wohl zu und stecke sie in einen Hering, der Hering wird sich selber umkehren.“ Frappirt hat mich folgendes: „An einem schönen lichten Tage die Sterne zu sehen: Nimm ein schön klar Becken und lege mitten darein einen klaren Spiegel; darnach thue schönes Wasser in das Becken, daß der Spiegel davon bedeckt wird, wirft du die Sternlein in dem Spiegel sehen.“

Für freundliche Leserinnen, die bis hierher gefolgt sind, will ich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870814076/fragment/page=0001

Ernst, Herzog von Sachsen, geplante Wiederaufnahme kam nicht zur Ausführung, vermuthlich deshalb, weil Ernst schon das Jahr darauf das Zeitliche segnete. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle, der Kardinal Albert V., Markgraf von Brandenburg, gab darauf einem unternehmenden Manne, dem Domherrn Dr Johann Hornburgk, das Schieferbergwerk bei Könnern mit dem Privilegium der Gewinnung aller darin brechenden Metalle, sowie des Saigerns und des Verkaufes des Kupfers zu Lehen. Gegen Entrichtung der Zehntgebühren wurde demselben zwei Schmelzhütten zu erbauen erlaubt. Verkauf und Ausprägung des Silbers behielt sich dagegen der Erzbischof vor. Nachdem Hornburgk Bischof von Lebus geworden war, bildete er eine Gewerkschaft, und der Erzbischof Johann Albrecht, Markgraf von Anspach, bestätigte dieser nicht nur das dem Lehnsträger ertheilte Privilegium (1546), sondern dehnte es sogar auf die übrigen Kupferschieferwerke im Erzstifte aus. Von den 45 Theilen, in welche das gesammte Gewerkschaftseigenthum zerlegt worden war, ging die Hauptmasse allmälig in Hohenzollernschen Besitz über. Im Jahre 1555 besaßen der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg und dessen Sohn, der Erzbischof Sigismund, jeder 12 Antheile, während die übrigen 21 sich im Besitze der Städte Magdeburg, Brandenburg, Berlin und Erfurt befanden.

Die Gewerkschaft begann den Bergbau im Jahre 1550 sehr eifrig. Sie ließ an mehreren Punkten zugleich einschlagen, zunächst wieder am Saalberge bei Könnern und südlich davon auf der sog. Breite, wo ein Kunststeich angelegt ward, ferner bei Strenz-Naundorf, bei Dobis und, versuchsweise, auch bei Wettin, sowie noch weiter südlich bei Döblitz. Auf die Grundbesitzer scheint man dabei wenig Rücksicht genommen zu haben, denn es wird berichtet, daß die Einwohner von Könnern durch das Abteufen der Schächte an den eben reifenden Feldfrüchten großen Schaden erlitten hätten. Man legte gleichzeitig drei Schmelzhütten an: bei Könnern, am Saalberge (an der Saale) und zu Rothenburg unter der Mühle, von denen aber nur die letzte, die etwa in der Mitte des Reviers und am schiffbaren Wasser lag, im Betriebe gestanden zu haben scheint.

Großen, ihrem Besitze entsprechenden Antheil hatten die Hohenzollern an der Betriebsausdehnung. Der Kurfürst allein soll 20,000 Thaler verbaut haben, und um die erforderlichen Bergleute zu gewinnen, ertheilte Sigismund im Jahre 1557 ein Privilegium, nach welchem alle, die auf den Kupferschieferwerken in Arbeit treten würden, neben vielen anderen Freiheiten namentlich auch die Erlaubniß erhielten, sich in der Vorstadt von Könnern — auf der sog. Könnernschen Freiheit — ungehindert anbauen zu dürfen. Das Privilegium spricht von „etlichen Hundert" Arbeitern, welche um jene Zeit bei den Werken bereits in Arbeit standen, und bald darauf sollen 500 Bergleute und 160 Pferde daselbst angelegt gewesen sein.*

Indessen, dem raschen Aufschwunge sollte leider nur zu bald ein jäher Niedergang folgen. Die Verhüttung war, da die gewonnenen Schiefern meist nur einen sehr mäßigen Erzgehalt hatten, auch die Holzkohlen, welche nur sehr schwer zu erlangen waren, mit großen Kosten auf der Saale aus Kursachsen herbeigeschafft werden mußten, nicht sonderlich gewinnbringend, und da auch der Grubenhaushalt nicht befriedigend geregelt war, so gerieth der Bergbau schon um 1564 merklich in Abnahme. Dazu kam, daß im Jahre 1565 eine Ueberschwemmung sämmtliche Erz- und Kohlenvorräthe der Rothenburger Hütte fortriß.

Verhängnißvoll aber ward das folgende Jahr insofern, als die zwischen dem Grafen Hans Georg von Mansfeld und seinem Mitlehnsträger Georg von Schönburg wegen des Amtes Rothenburg ausgebrochenen Streitigkeiten, die in Gewaltthätigkeiten übergingen, mit der Niederbrennung der Rothenburger Schmelzhütte endigten. Dadurch kam der Bergbaubetrieb auf ein halbes Jahrhundert zur Ruhe. Die schwer geprüfte Bürgerschaft von Könnern beklagte sich bitter. Man habe, so führte sie aus, ihre Aecker ohne Bezahlung weggenommen und die neue Bergstadt, die Freiheit, darauf gebaut. Auch hätten die Bürger den Bergleuten in den Jahren 1558—1563, wo das Bergwerk am meisten in Blüthe gestanden, an Viktualien und baarem Gelde 3644 Thaler geliehen, 400 Thaler ungerechnet, mit denen einige Bergleute durchgegangen seien. Zwar hätten die Gewerken erstere Summe anerkannt, auch den Bergleuten Abzüge gemacht, aber sie — die Bürger — hätten trotz vielen Mahnens und Laufens nichts bekommen als endlich die — Erlaubniß, die zu Rothenburg bei der Schmelzhütte lagernden Vorräthe an Schiefern für ihre eigene Rechnung zu schmelzen und sich so bezahlt zu machen! Nun habe aber Graf Hans von Mansfeld nicht nur jene Hütte niedergebrannt, sondern auch die meisten Schiefern und Kohlen hinweggeführt! Jene Schiefern begann man erst nach 1691, aber nicht seitens der beklagenswerthen Bürgerschaft von Könnern, sondern seitens der neugebildeten Gewerkschaft zu verschmelzen, und noch 1707 lagerten, nach dem Zeugnisse des rothenburger Pastors Grell, im Schloßgarten große, inzwischen mit Rüstern bewachsene Schieferhaufen aus jener Zeit.

Im Jahre 1586 versuchte der Erzbischof Joachim Friedrich, Markgraf von Brandenburg, den Bergbau bei Könnern von neuem aufzunehmen. Man ließ, da die rothenburger Schmelzhütte in Trümmern lag, ein Quantum Schiefern auf die Schmelzhütte nach Sangerhausen fahren, wo ein Probeschmelzen veranstaltet ward. Da dies ungünstig ausfiel, ließ man den Bergbau wieder liegen. Erst der Administrator des Erzstiftes Magdeburg, der Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, beleate im Jahre 1619 den Saalberg bei Könnern und das Dobiser Revier von frischem. Inzwischen war auf der Stätte der alten Schmelzhütte zu Rothenburg eine Mühle erbaut worden, weshalb man genöthigt war auf die Herstellung einer anderen Schmelzhütte Bedacht zu nehmen. Nach v. Dreyhaupt (Beschreibung des Saalkreises, Halle 1755) wurde zu diesem Zwecke eine Bachmühle bei Dornitz (südöstlich von Könnern und östlich von Rothenburg) angekauft.

* Vergl. Wilcke, Geschichte des Hüttenorts Rothenburg a/S. 1832.

barkeit der Obstbäume sehr beeinträchtigenden Krankheit leichter als ihre Heilung.

Aehnlich dieser bei Kernobst vorkommenden verderblichen Krankheit ist der Harz- oder Gummifluß bei dem Steinobst. Als Ursachen gelten üppiger oder zu feuchter Boden, Verwundungen nach grellen Witterungswechseln u. dergl., Störungen im normalen Wachsthum. Auswaschen der Wunden mit Wasser oder mit Essig sowie das Auflegen nasser Tücher haben sich in letzter Zeit gegen diese Krankheit bewährt, welche mitunter schnell die Steinobstbäume zum Absterben bringt.

Japanischer Hopfen.

Schlingpflanzen-Königin darf eine nahe Verwandte unseres einheimischen Hopfens genannt werden, die seit wenigen Jahren erst aus ihrer Heimath Japan eingeführt wurde und darum noch wenig verbreitet ist, der japanische Hopfen (Humulus japonicus). Wer irgend Gelegenheit hat, eine Schlingpflanze in seinem Garten, sei es freistehend, an Veranda, Sommerhaus oder Gartenzaun anzubringen, wird in diesem Neulinge ein äußerst dankbares Gewächs begrüßen, umsomehr, da es leicht aufzuziehen ist. Zur schnellen Deckung von Einzäunungen und an Häusern 2c. ist diese Schlingpflanze ganz ohne Gleichen; die zahlreich verzweigten Triebe erreichen in kurzer Zeit die Höhe von 7 bis 8 m, reich bedeckt mit schön geformten Blättern, die von der Erde bis zur Spitze stets üppig grün bleiben und weder durch widriges Wetter noch durch Insekten irgendwie beeinträchtigt werden. Im Sommer erscheinen die kleinen, zierlichen, unserem Hopfen ganz ähnlichen Träubchen, die in unzähliger Menge, wie kleine Glöckchen herunterhängen, ein lieblicher, entzückender Anblick! Herr Hofgärtner Held in Montfort äußert sich über Humulus japonicus wie folgt: „Der japanische Hopfen ist im hiesigen Schloßgarten über 4 m hoch, hat die freistehende Säule eines Kandelabers überrankt, auch die Glasscheibe desselben überdeckt und könnte ganz gut, wenn an einem Hause befindlich, zwei Stockwerke hoch gezogen werden. Die Pflanze ist frei von Ungeziefer, hat schönes grünes Laub und 36 Nebenranken, die sich immer wieder, da die Säule vereinzelt steht, an der Pflanze festranken, sodaß nicht nur die Säule verdeckt wird, sondern dieselbe auch schon vom Boden aus eine wunderschöne Pyramide darstellt. Jedenfalls entwickelte sich der japanische Hopfen so schnell und rasch, wie keine andere Schlingpflanze; ich werde daher das nächste Jahr an nackten Stellen, die bedeckt werden sollen, Humulus japonicus bedeutend lieber als die sonstigen Schlingpflanzen, wie Ipomoea, Lathyrus, Tropaeolum, Cucurbitaceen, zur Anpflanzung nehmen, denn wenn auch der Angurienkürbis annähernd so hoch wird, fehlen ihm doch die vielen schönen Nebenranken, die Humulus im Uebermaße besitzt." Der Same wird einfach im Mai in's Freie gesäet. Abweichend vom einheimischen Hopfen ist die Wurzel nur einjährig, die Pflanze muß daher jedes Jahr aus Samen neu gezogen werden.

Die Kräuselkrankheit an den Pfirsichen.

In verschiedenen Gegenden unserer Provinz zeigt sich an Zweigen und Früchten des Pfirsichbaumes die sog. Kräuselkrankheit. Diese Krankheit, welche eine große Aehnlichkeit mit der durch das Saugen der Pfirsichblattläuse bewirkten Rollung und Kräuselung der Blätter zeigt, wird hier durch einen parasitischen Pilz (Ascomyces deformans Berk) hervorgerufen, den man früher nur auf Blättern beobachtet zu haben scheint. Es ist eigenthümlich, daß dieser Pilz zu gleicher Zeit mit einem von Fuckel und de Bary erkannten, auf den Früchten der Pflaume vorkommenden Schlauchpilze (Exoascus pruni Fuckel) erscheint, welcher bekanntlich die Mißbildungen hervorbringt, welche man u. a. Hungerzwetsche nennt.

Bei den Pfirsichen erhalten die grünen oder bräunlich-grünen Früchte weiße, filzige Flecken, die an Größe zunehmen, bis die ganze Frucht damit bedeckt ist, während die frischen, grünen Blätter blasig aufgetrieben werden und eine wie durch Blattläuse hervorgerufene Kräuselung bekommen. Betrachtet man die Unterseite der Blätter, so findet man einen weißen, mehlartigen Ueberzug, der das Lager oder die Fruchtschicht des Pilzes ist, welches aus lauter nebeneinander stehenden Schläuchen (Asci) besteht, die mit ihren verdünnten Enden in oder zwischen den Epidermiszellen sitzen, durch deren Haut (Cuticula) sie hervorbrechen. Haben die Schläuche ihre Sporen entwickelt, so fallen die heimgesuchten Blätter ab.

Diese Krankheit, welche an einem erst befallenen Baume stets wiederkehrt und oft von einem Gummifluß begleitet ist, wirkt tödtlich, weshalb man rechtzeitig mit großer Sorgfalt die infizirten Blätter und Früchte entfernt und womöglich die kranken Zweige abschneidet. —k.

Neue Methode, Ziegelmauern undurchdringlich gegen Wasser zu gestalten.

Eine Methode, Ziegelmauern undurchdringlich gegen Wasser zu machen, ist, nach der „Wiener Gewerbe-Zeitung", unter dem Namen Sylvester-Prozeß bekannt. Derselbe besteht in zwei aufeinander folgenden Anstrichen, und zwar der eine aus Seife und Wasser, der andere aus Alaun und Wasser; es kommen auf 1 l Wasser 300 g Seife und 200 g Alaun auf 4 l Wasser. Die Mauern sollen ganz trocken und rein sein, die Temperatur der Luft nicht über 8° R. Der Seifenanstrich wird zuerst mit einem flachen Pinsel in siedend heißem Zustande aufgetragen. Nach 24 Stunden ist dieser Anstrich hart und trocken geworden und es kann der Alaunanstrich mit einer Temperatur von 13—17° R. erfolgen. Nach 24 Stunden wird der ganze Vorgang wiederholt und zwar so oft, bis die Mauer wasserundurchdringlich geworden ist. Die Zahl der erforderlichen Anstriche richtet sich nach dem Wasserdrucke, welchem die Mauern ausgesetzt sind.

Dunkelblaue Färbung auf Eisen.

Die „Zeitschrift für Maschinenbau und Schlosserei" bringt folgende Vorschrift, um Eisengegenstände schön dunkelblau zu färben: Man beizt dieselben blank, spült sie sorgfältig in reinem Wasser ab und legt sie in eine Flüssigkeit, die man durch Auflösung von 140 g unterschwefligsaurem Natron und 35 g essigsaurem Bleioxyd in je 1 l Wasser und nachheriger Vermischung beider Lösungen herstellt. Die Flüssigkeit wird dann allmälig zum Sieden erhitzt, wobei die in ihr liegenden Eisentheile dunkelblau anlaufen. Man nimmt alsdann dieselben heraus, trocknet sie gut mit Sägespähnen ab und läßt sie noch mehrere Stunden an einem warmen Orte; schließlich überzieht man sie mit einer Oel- oder Firnißschicht, um sie wetterbeständig zu machen.

Silberzeug zu reinigen.

Das einfachste und reinlichste Putzmittel für Silberwaaren liefert das unterschwefligsaure Natron. Es wirkt schnell, ist billig und für diesen Zweck besonders empfehlenswerth. Ein Läppchen oder eine Bürste, mit der gesättigten Lösung des Salzes befeuchtet, reinigt selbst ohne Anwendung von Putzpulver stark oxydirte Silberflächen in wenigen Stunden.

---

folgendes, sie gewiß interessirende Rezept hersetzen: „Runzeln des Angesichts zu vertreiben: Nimm Wasser von weißen Lilien und wasche das Angesicht oft damit, das macht frische Farbe im Angesicht und vertreibt die Sommersprossen." Also — natürliche Lilionese schon vor 250 Jahren! — Ich habe es aber nicht versucht, ob das Mittel auch probat ist, kann daher weder für den Erfolg noch für die — Folgen einstehen.

Bei alledem scheint dem Verfasser des Büchleins doch auch der Schelm im Nacken zu sitzen, wie drei Rezepte beweisen, die ich zu Nutz und Frommen aller Leser hier buchstäblich folgen lasse:

„Ein langes Leben zu haben.

Trincd des Morgens frühe einen guten Trunck von dem Safft Patientia | mit einem guten Theil der Gnade Gottes | vnd brauch das alle Tag | es wird fast gut darzu sein | Dasselbige ist auch eine köstlich Medicin für Fechten | Morden vnd Todtschlagen."

Die beiden letzten Rezepte tragen die besondere Ueberschrift „Schimpff Medicin" und lauten:

„Für den Kopffwehethumb | so einer Truncken gewest ist.

Nim des Morgens nüchtern | einen guten Trunck Wermuth Wein | oder Salben-Wein | vnd trinck den | vnd iß alsbald ein Pfanne volgebackene Eyer darauff | das ist fast gut vnd nütz | Aber ein wirtägig Fasten wer dir besser darauff | Vor allen Dingen ist dir nöthig | das dunemest von dem Kraut genandt | Nicht so voll trincken | das brauch allzeit | so wirstu vor diesen Siechtungen behütet seyn | wirst auch desto mehr Gelt im Seckel haben vnd behalten."

„Ein köstlich Recept | so sich einer vbertruncken hat | daß ihm des Morgens der kopff wehe thut | soll er gebrauchen | wie folget.

Recipe: Das blaw vom Himmel | Das Rumpeln von einer alten Brücken | Das Fett von einer Mücken | Ein Mäßlein schall aus einer Trummeten—Ein Mäßlein Krebs-Blut | fünff rostige Hufeisen | neun Sensen-Spitzen gerieben in einer Pfeffer-Mühlen | Den Safft von einem Knöbel Spitz | Das Eingeweide einer alten Mistgabel | Ein Loth Vogelgesang | Ein Loth Glockenton. Solches thue all zusammen in einen Gläsern Möriel | vnnd zerstoß es alles mit einem Fuchßschwantz | vnd thu es in ein Tiegel | den von Wachs ist gemacht | vnd laß es ein stund oder 3. wol sieden in einer Salben | darnach nim darunter wie folget.

Recipe: 4 Loth Steckenpfeffer | 1 stück angebrante Aschen | einer Ellen lang | vnd eines Daumens dick | die Lenden damit gerieben | Das ist bewehrt." W. F.

Zur Geschichte eines vielgesungenen Liedes.

Ueber die Entstehung des zu einer Popularität, wie sie jetzt wohl kaum ein zweites deutsches Lied aufzuweisen hat, gelangten „Still ruht der See" macht der Komponist der Melodie und der Dichter des Textes, Heinrich Pfeil in

---

Dr Johannes Flach. 2. Ausgabe. Leipzig, Verlag von Karl Reißner. 1887.

* Straßburg. Ein Ruf an die deutsche Studentenschaft, zugleich eine Schilderung der straßburger Universitäts- und Lebensverhältnisse von Richard Hirsch, stud. jur., Vorstandsmitglied des Ausschusses der straßburger Studentenschaft. Leipzig, Verlag von Karl Fr. Pfau. 1887.

* Polnische Knochen. Parodie eines deutschen Frauenromans von O. S. Misogyn. Leipzig, Verlag von F. Freund.

* Ist kein Guts Muths da! Ein Zuruf an die Deutsche Turnerschaft und alle Freunde der Leibesübungen von Karl Trapp in Friedberg. Leipzig, Kommissionsverlag von Rudolf Uhlig. (Der Reinertrag ist für Turnzwecke, insbesondere für die Deutsche Turnbauschule in Bonn bestimmt.)

* Die Syphilis und ihre steigende soziale Gefahr von Dr. med. Braus, Burtscheid-Aachen. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

* Im Hohlspiegel. Satyren von Otto von Leixner. I. 2086 oder: Das Weltalter der Gleichheit. Frankfurt a. M. und Berlin, C. Koenitzer's Verlag.

* Echte Spitzen. Gesammelt von Georg Winter. Augsburg und München, Verlag von Adelbert Bosch.

* Prosit! Fiducit! Scherze aus dem Reiche der alma mater! Gesammelt von einem lustigen Bruder Studio. Leipzig, Verlag von F. Freund.

* Buch des Lebens und der Liebe von Leopold Schefer. 3. Auflage. Mit einem Vorworte von Herman Thom. Leipzig, Verlag von Feodor Reinboth.

* Der Tourist in Thüringen und die Kreuzotter. Nach eigenen Erfahrungen und an der Hand der besten Quellen zur Belehrung für jedermann, bearbeitet von Dr. med. Rud. Franz, Arzt 2c. zu Arnstadt. Mit zwei Abbildungen. Erfurt, Fr. Bartholomäus.

* Illustrirter Kurorte-Almanach, herausgegeben von Dr Adolf Kallay, Brunnenarzt in Karlsbad. Das 140 Seiten starke Büchlein giebt eine kurz gefaßte Auskunft über die Verhältnisse der in- und ausländischen Badeorte und Sommerfrischen; die Illustration beschränkt sich jedoch auf die Bildnisse dreier Aerzte. Verlag von Strasilla in Troppau.

* Der Nachtwächter von Ellrich. Kleinstädtisches Charakterbild aus vergangenen Tagen von Fritz Peter. Zwei Theile in einem Bande. Dresden 1887. Druck und Verlag von Meinhold u. Söhne, kgl. Hofbuchdruckerei.

* Georg Bräuing's Hotel- Kupon- und Fahrplanbuch. Sommerfahrplan 1887. Preis 1 M. Kommissionsverlag von Reinhold Werther in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870814076/fragment/page=0002

Aepfel, Birnen und Pflaumen, an schrägen südlichen Hängen am besten Kirschen, oder auf schmalen Terrassen Birnen.

Auch ein zu dichtes Pflanzen, wie es in verschiedenen Gegenden auf dem platten Lande üblich ist, hindert ein erfreuliches Gedeihen und entsprechende Fruchtbarkeit. Wir haben für fast alle Gegenden jetzt auch pomologische Namensverzeichnisse derjenigen besseren Obstsorten, welche in den verschiedenen Gegenden unter den verschiedensten Verhältnissen am besten gedeihen. Diese Verzeichnisse und Winke sind überaus wichtig, weil sie, auf praktischen Erfahrungen beruhend, manchen Schaden zu verhüten vermögen. Vermöchte man sich nicht hiernach zu richten, und ist Klima und Lage der Sorte ungünstig, erlangt dieselbe nicht die gehörige Holzreife, erfrieren die Blüthenknospen sehr häufig, so muß der Baum mit einer anderen, erfahrungsmäßig für die herrschenden Verhältnisse tauglichen Sorte umgepfropft werden. Liegt der Grund der Unfruchtbarkeit im Boden, so ist nasses Land zu entwässern, ein zu mageres, trockenes aber durch Zufuhr und Einbringen besserer Erde oder durch Kompost (Auffrischen des Bodens) zu verbessern, sowie durch Düngen und Verjüngen zu helfen. Rührt die Unfruchtbarkeit von zu tiefem Stande im Boden her, wie leider sehr häufig, so kann nur in seltenen Fällen radikal, und zwar durch Abgraben des Bodens, geholfen werden. Steht der Baum noch nicht über 10 Jahre, so umgrabe man ihn und suche den Ballen so viel als möglich zu heben und so in die richtige Lage zu bringen.

Liegt der Grund der Unfruchtbarkeit im Baume selbst, so hilft bei zu starkem Trieb das Schröpfen (starkes Einritzen der Rinde des Stammes und der Aeste von oben nach unten), das Abstoßen einzelner Wurzeln im Sommer und, wenn der Boden zu üppig sein sollte, der Anbau zehrender Gewächse in der Nähe der Bäume (Runkeln, Sellerie). Auch das häufig vorkommende Abstoßen (Vertaschen) der Blüthen wird durch zu starke Triebkraft der Bäume veranlaßt, und hat sich Schröpfen hierbei als wirksam erwiesen. In Gemüsegärten ist starke ammoniakalische Düngung oft die Ursache zu starken Triebes der Obstbäume. Hier gesellen sich dann in der Regel noch schlimme Krankheiten, wie Brand und Krebs, bei Kirschbäumen der Harzfluß, auch Frostplatten hinzu. Apfel- und Kirschbäume, die in solchen gut mit Stalldünger bedachten Gemüsegärten stehen, sehen erbärmlich aus, liefern wenig und schlechtes Obst. In solche Gärten pflanzt man besser Birn-, Zwetschen- oder Pflaumenbäume, aber keine Aepfel- oder Kirschbäume. Bauschutt, ferner Holzasche, Kalisalze und Kalk wirken günstig, wenn man sie, letztere drei Düngemittel mit Erde vermischt, um und zwischen die Wurzeln bringt, soweit dies möglich ist, ohne die Wurzeln zu verletzen.

Ebenso häufig, wenn nicht noch häufiger, besteht die Ursache der Unfruchtbarkeit unserer Obstbäume in zu schwachem Wuchs, in geschwächter Lebensthätigkeit.

Ist diese veranlaßt durch Erschöpfung, so hilft bei Mangel an Bodenkraft im Untergrund kräftiges Beschneiden, gutes Ausputzen und Untergrunddüngung, namentlich durch Aufbringen von vergohrener Jauche und Knochenmehl im Winter oder von Kloakendünger im Sommer mit dem zehnfachen Quantum Wasser verdünnt. Letztere Düngung geschieht in den Monaten Juli und August, indem man 45 cm tiefe Löcher in halber Entfernung des äußeren Baumumfanges von dem Stamme macht und pro Baum etwa 4—6 Gießkannen hineingießt. Bei Mangel an Nährstoffen in der Ackerkrume führt öfteres Umgraben der Baumscheibe und Belegen derselben mit verrottetem Stallbünger oder Knochenmehl und Holzasche bald zum Ziele.

Der schwache Trieb steht auch im Zusammenhang mit Moos, Flechten, Insekten und verschiedenen Obstkrankheiten.

Moos und Flechten sind im Frühjahr bei feuchter Witterung so zeitig wie möglich abzukratzen. Hierfür hat man jetzt besondere Baumkratzer. Die früher vielfach hierzu empfohlenen Baumscharren bestanden nicht aus Stahlbürsten, sondern aus gebogenem Eisen, waren viel zu schwer und wirkten zu gewaltsam. Dadurch wurde zu leicht die junge gesunde Rinde oder gar der Splint verletzt. Durch solches übermäßiges Abkratzen der Rinde wird der Baum aber stark benachtheiligt; theils leidet er durch Kälte, theils trocknet die junge Rinde durch die Hitze aus, wenn nicht durch einen Ueberzug von Lehm, Kuhmist und etwas Kalk die Wunde bedeckt und umwunden wird.

Gegen Moos, Flechten und Insektenbrut ist außerdem ein Abwaschen oder Ueberbürsten der Rinde mit einer dünnen Aschenlage oder Lehm mit Gülle und Wasser zu einem dünnen Brei angerührt, oder Kalk mit etwas Oker braun gefärbt, sehr zu empfehlen. Die Rinde wird hierdurch belebt und erhält ein ganz verjüngtes Aussehen.

Ursache zur Unfruchtbarkeit der Obstbäume sind außerdem häufig verschiedene Krankheiten. Brand und Krebs, sowie Harzfluß verursachen nicht selten die Unfruchtbarkeit oder doch die geringere Ergiebigkeit der Obstbäume und die schlechte Ausbildung der Früchte. Der Brand entsteht vorzugsweise durch Reibungen, Quetschungen und Verwundungen während der ersten Saftperiode und besonders auch durch nasse Standorte und zu üppigen, stickstoffreichen Boden. Die angegriffenen Stellen sehen rußig aus und bestehen aus einer Masse von Staubpilzen, welche sich infolge einer Krankheit der Rinde und der zunächst darunter liegenden Holzschichten gebildet haben. Zunächst entferne man die Ursache, sodann schneide man alle schwarzen Rindenstellen sammt dem darunter liegenden vertrockneten Holz bis auf das gesunde weg und überstreiche hierauf die Wunde mit Theer. Bei zu starkem Vorschreiten des Uebels hilft hier kein Mittel mehr, der Baum ist dem Tode verfallen, er stirbt allmälig ab, wenn nicht die Verjüngung, sowie leichtes Schröpfen der noch gesunden Rinde Abhilfe schafft.

Häufiger noch ist der Krebs, mancherorts Wolf genannt. Diese Krankheit ist gekennzeichnet durch wulstige Auswüchse an Stamm, Aesten und Zweigen und zeigt an, daß die Gesundheit des Baumes vom Innern aus beeinträchtigt ist; oben angegebene widrige Boden- und Klimaverhältnisse sind in der Regel die Ursache, sehr oft auch unrationelle Düngung. Entfernung der Ursachen und Ausschneiden der Wunden helfen bisweilen, jedenfalls ist aber das Verhüten dieser die Frucht-

Die Trümmer der daselbst erbauten neuen Schmelzhütte sind noch heutigen Tages unter dem Namen „alte Hütte" bekannt. Die Betriebsleitung der Gruben und der Hütte lag damals in der Hand des Bergfaktors **Wolfgang**, welcher anscheinend in Rothenburg seinen Wohnsitz hatte, da er in dem dortigen Kirchenbuche 1623 als Kommunikant aufgeführt wird. Die Betriebsergebnisse werden schwerlich besonders günstige gewesen sein, denn die politischen Ereignisse der damaligen Zeit waren im allgemeinen der Bergwerksindustrie nichts weniger als zuträglich. Der Erzbischof Sigismund hatte in seinen Landen die Reformation eingeführt, und während des 30jähr. Krieges hatte der Administrator des Erzstiftes, **Christian Wilhelm**, mit dem König von Dänemark ein Bündniß gegen den Kaiser abgeschlossen. Aus diesen Anlässen drangen von Wallensteins Truppen 12,000 Mann im Jahre 1625 in den Saalkreis ein, der mit übermäßiger Einquartirung und schwerer Kontribution belegt ward. Die Bergleute wurden, weil sie der Reformation ganz besonders ergeben waren, während der Kriegswirren, die in der Gegend bis 1627 anhielten, vertrieben; der Landesherr selbst ward landesflüchtig; der Bergbau verfiel und kam endlich ganz zum Erliegen. Die dornitzer Hütte wurde zu einer Raub- und Mörderhöhle. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Administrator befohlen habe alles fremde Kriegsvolk todt zu schlagen. Deshalb ermordeten Einwohner und Hüttenleute von Dornitz was in ihre Hände fiel. Das Dorf gelangte infolgedessen so in Verruf, daß sich die kaiserlichen Offiziere unter einander gegenseitig vor demselben warnten. Das alte Kirchenbuch berichtet, daß der damalige Hüttenmeister der dornitzer Hütte, ein harter zuchtloser Mann, das Haupt der Bande gewesen sei, und daß diese in jener Zeit der Wirrsale und des allgemeinen Unglücks und Elends gegen 90 Menschen ohne Gnade und Erbarmen umgebracht und nicht selten sogar unter Anwendung unmenschlicher Grausamkeiten zu Tode gemartert hätte.

Das Stelldichein.

Eine Erzählung von F. L. **Bührlen**.

IV.

Der Abend brach bald ein und Marianne hatte bei zwei Stunden zu gehen. Er geleitete sie in Gedanken auf dem ihm wohlbekannten Wege. Wo mag sie jetzt wandeln? im Thal? über die Höhe? im Walde? — Eine kurze Waldstrecke hatte sie zu passiren. — Fürchtet sich die Gute wohl, wenn es nun dämmert? — Dann rief er sich ihr Benehmen, ihre Innigkeit, ihr züchtiges, tadelloses Wesen zurück. Er sprach, von der Nachwirkung der Freude und des Rebensaftes erregt, laut mit sich selbst und verlor sich manchmal in allgemeine Betrachtungen, wie er denn zu dergleichen nie besser aufgelegt war, als wenn er, durch irgend ein bedeutendes Ereigniß bewegt, der frischen Luft, des Wechsels der Naturbilder gehend oder reitend genoß. „Sinnlichkeit, Sittlichkeit! — Naturtrieb, Tugend!" sprach er, ohne die Landschaft, über die der Himmel seinen goldverbrämten Wolkenbaldachin verbreitete, aus dem Auge zu verlieren, ja von diesen Tönen und Bildern immer unbewußt angeklungen — „das sind Worte und Begriffe, welche einen unendlichen Inhalt in sich aufnehmen können. Was wäre eine Sinnlichkeit ohne alle Rücksicht auf den Organismus des Lebens, wild hereinbrechend, diesen Organismus selbst zerstörend, blinde Gier ohne Ausblick zum Höheren? — Was wäre eine Tugend ohne Beimischung sinnlicher Antriebe, ohne Lebensluft, im reinsten, kalten Aether über der Erde schwebend? Jene wäre unter dem Thiere, diese über dem Menschen. — Wohl hat auf Erden alles seinen Preis. Muß ich nicht," fuhr er laut lachend fort, „jenes Gesandten gedenken, der mit seinen Kollegen im Streit über die Unbestechlichkeit ausrief: Ich garantire für mich — bis auf eine Million! — Wohl wird uns Männer die vestalische Enthaltsamkeit des weiblichen Geschlechts, seine Neigung, seine Hingebung immer als ein anziehendes Problem beschäftigen. Jeder urtheilt darüber nach seiner eigenen Sitten- und Sinnesweise. Der Frivole kennt nur Hinfällige, Fallsüchtige und Gefallene. Ich möchte gern an Unschuld und Standhaftigkeit als an die Regel glauben. — Wie hold benahm sich das gute Kind! Wie fein zog ihr Sinn die Linie des Erlaubten, des Anständigen! War es Berechnung, Prüderie? O nein! es war mehr Instinkt als Bewußtsein. Ist denn aber nicht auch in Leben und Kunst das meiste, was wir thun und lassen, Instinkt und Takt, der unbewußt, ungehemmt durch Ueberlegung, das Rechte leistet, obwohl er aus unzähligen Akten der Anschauung und Uebung, der Willkür und Gewöhnung erwachsen sein mag? — Ich will, rein menschlich gesinnt, alles Tugend nennen, was den Menschen der Lockung des Augenblicks aus Scheu vor dem Genius des Lebens widerstehen läßt."

Unter solchen Monologen ritt der Konsulent die Straße dahin, und da der Vollmond nach seiner gewohnten Weise mit dem Scheiden der Sonne über den fernen Horizont im Osten als purpurrothe Feuerscheibe heraufgestiegen war, so bemerkte er die Grenze des Tages nicht. Erst gegen 10 Uhr kam er an das Thor der Stadt. Er dachte sich Mariannen längst zuhause eingetroffen und über die kleine Verlegenheit der Dichtung hinüber, mit welcher sie ihren heutigen Spaziergang als einen Besuch bei einem benachbarten Bekannten vor ihren Leuten durchzubringen gehabt. Er sah sie im Geist auf ihrer Lagerstätte von der Erschöpfung ausruhend, sanft eingeschlafen, wie er sich selbst zuhause bald dem Schlaf überließ.

Ein paar Tage nach diesem Stelldichein wandte sich der

---

geschwindigkeit der Eisenbahnzüge in Deutschland. — M. v. Meysenbug, Marco Minghetti. — Berichte aus allen Wissenschaften. — Naturwissenschaftliche Revue. — Literarische Berichte.

* **Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr Fr. **Umlauft**. (A. **Hartleben's Verlag** in Wien, ährlich 12 Hefte je 45 Kr. = 85 Pf., Pränumeration einschl. Franco-Zusendung 5 fl. 50 kr. = 10 M.) Von dieser rühmlichst bekannten Zeitschrift geht uns soeben das elfte Heft ihres IX. Jahrganges zu, das durch die Fülle des Gebotenen neuerdings überrascht. Das Programm derselben umfaßt wie bisher alle Fortschritte der geographischen Wissenschaft und außerdem noch die dankenswerthe Spezialität, einzelne Länder und Völker in eingehenden, durch Original-Illustrationen erläuterten Artikeln näher bekannt zu machen. Die Zeitschrift ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen und dürfte die Pränumeration der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" sicher jedem Freunde der Erdkunde, dieser beliebtesten aller Wissenschaften, zu empfehlen sein.

* **Rüdiger**, Advokat und Rechtsanwalt, **Das Versicherungsbüchlein.** Ein Rathgeber für Versicherte und solche, die es werden wollen, mit einem Anhang, enthaltend eine Abhandlung über den Lebensversicherungs-Vertrag. 0,60 M. **F. S. Mittler & Sohn**-Berlin, königl. Hofbuchhandlung. Das Versicherungswesen hat in unsern Tagen eine so hohe volkswirthschaftliche Bedeutung gewonnen, daß eine gründliche Erkenntniß der Natur dieses Geschäftes für die weitesten Kreise der Bevölkerung als eine Nothwendigkeit betrachtet werden darf. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend war der Verfasser bemüht, in dem vorliegenden Büchlein das Wesentliche vom Versicherungsvertrage und die aus demselben sich ableitenden Rechte und Pflichten in allgemein verständlicher Weise darzustellen und in einfachen Worten praktische Winke und Rathschläge zu geben.

* **Englische Viehrassen** (Rinder, Schafe, Schweine). Unter Mitwirkung der bedeutendsten englischen Züchter herausgegeben von J. Coleman; deutsch von **Georg Zöppritz** jun. Mit 27 Vollbildern in Holzschnitt. Verlag von **Julius Hoffmann** in **Stuttgart**. Von diesem zeitgemäßen und schönen Prachtwerke, welches wir schon bei Erscheinen der ersten Lieferung allen Landwirthen und Thierzüchtern angelegentlichst empfahlen, liegen uns heute vier weitere Lieferungen (2—5) vor. In fesselnder Weise schildert uns der Verfasser die beliebtesten Rinderrassen Englands, sowie in Lieferung 4-5 bereits einige der hervorragendsten Schafrassen. Das mit charakteristischen Abbildungen geschmückte Werk wird bis zu Ende dieses Jahres in zehn Lieferungen zu 1,20 M. vollständig und muß mit Rücksicht auf Inhalt und Ausstattung als sehr preiswerth bezeichnet werden.

* **Klassizismus oder Materialismus?** von Professor Leipzig, in einem leipziger Blatte interessante Mittheilungen. Ueber die Entstehung des Textes schreibt der Dichter-Komponist: „Stimmung! Sie beeinflußt unsere Handlungen und ist die Voraussetzung für alle poetischen und musikalischen Werke. Auch mein Lied „Still ruht der See" verdankt sein Entstehen einer Stimmung: dem Weltschmerz, der mich Anfang der siebziger Jahre einmal recht ordentlich abgeschüttelt hat. Damals befand ich mich in einer sehr elegischen Verfassung, sodaß ich am liebsten auf dem Friedhofe verweilte. Dort saß ich oftmals zwischen den Gräbern, las auf den vor mir liegenden Ruhestätten die Inschriften und stellte Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Lebens an. Die Stille des Friedhofes, die nur ab und zu unterbrochen wurde durch das Rauschen der Cypressen, manchmal auch durch eine Amsel, die auf der Spitze eines Baumes oder auf der Mauer saß: sie gaben die Anregung zu dem Gedichte, das anfangs 1871 an einem Sonntag-Vormittag von mir gedichtet wurde. Daß dasselbe die Stille vom „See" zum Ausgangspunkte nimmt, hat seinen Grund darin, weil ich über das Ganze nicht das Leichentuch des Gottesackers ausbreiten, sondern dem kleinen Gedichte einen mehr weltlichen Charakter geben wollte." Mitte Juli 1871 wurde das Gedicht in einem leipziger Blatte zum Abdruck gebracht. — Ueber die Komposition wird sodann mitgetheilt: „Einige Zeit später sandte ich das Gedicht an Herrn Hofkapellmeister Franz Abt, der es für Männerchor mit Tenorsolo komponirte und Ende des Jahres 1872 im Druck erscheinen ließ. Dasselbe erfreute sich aber nur geringer Verbreitung, sodaß ich mir später vornahm, das Gedicht nun einmal selbst in Musik zu setzen. Dieser Gedanke fand Verwirklichung an einem Sonntagmorgen im Herbste des Jahres 1879. Das Lied gewann innerhalb einiger Jahre eine Verbreitung, wie sie nur wenigen Chorliedern der Neuzeit zutheil geworden ist. Die Beliebtheit des „Still ruht der See" gab dem Verleger Anlaß zur Herausgabe verschiedener Arrangements, sodaß das Lied jetzt vorliegt: für eine mittlere Stimme, für tiefe Stimme, für zwei Singstimmen, für Männerchor, für gemischten Chor, in zwei Ausgaben (Transcriptionen) für Pianoforte und für Zither. Mehrere andere Arrangements, insbesondere für 3stimmigen Kinderchor, befinden sich in Vorbereitung." Zum Schlusse seiner Ausführungen kündigt Pfeil an, daß er sein „Still ruht der See" zu seinem Grabgesange bestimmt hat. „Es ist" — sagt er — „einer meiner Lieblingswünsche, daß dieses Lied einmal an meinem Sarge erklingt (der allerdings, meinem letzten Willen entsprechend, nicht in der Erde, sondern den Flammen übergeben werden soll), und zwar in der Nachdichtung, deren letzte Strophe lautet:

Still ruht dein Herz! Im Vaterhause
Da ruht es aus von allem Weh!
O schlumm're sanft in stiller Klause —
Wir sprechen leis: Ade, ade!"

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870814076/fragment/page=0003

Schreiber des Konsulenten an diesen mit der Frage, ob er bei seinem neulichen Ausritte nichts von einem tragischen Vorfall in dortiger Gegend vernommen habe. Grüner verneinte es betroffen. Ein junges Frauenzimmer, fuhr jener fort, sei im Walde zwischen M. und B. von einem vermummten Kerl angefallen, auf den Tod verwundet und beraubt worden. So habe ihm ein Wandersmann, der von dort hergekommen, gestern abend erzählt. — Eine unbeschreibliche Unruhe bemächtigte sich Grüners, die er kaum zu verbergen wußte. Er fragte nach den näheren Umständen, und was er erfuhr, deutete auf die gute Marianne. Wie sollte er Gewißheit erhalten, ohne seine eigene Person bloszustellen? Erfüllte ihn Schrecken, Mitleid mit der Unglücklichen, Angst um ihr Leben, so mußte er, je mehr er sich die Sache deutlich machte, desto mehr auch an seinen eigenen Ruf hierbei denken.

War Marianne, denn er dachte an keine andere mehr, todt geblieben oder ist sie an der Verletzung gestorben, so wurden ohne Zweifel zunächst von den Hausgenossen, dann von dem Gericht ihre Sachen untersucht. Daß sie nicht an dem von ihr angegebenen Ort auf Besuch gewesen, ergab sich bald. Man fand wohl auch das Billet, das er vom Schloß aus an sie geschickt, bei ihr. Sie hatte es, wie ihm beifiel, an einem holden Verwahrungsorte bei sich getragen. Zwar hatte er nur seine Namenschiffre beigesetzt, aber man kannte beim Gericht seine Handschrift. Naheliegende Konjekturen leiteten auf seine Person. Er hatte Marianne einige Lesebücher zum Geschenk gemacht, ohne seinen Namen herauszuschneiden. Sie hatte wohl selbst, so lange sie das Bewußtsein gehabt, gestanden, wo und bei wem sie gewesen. Unter solchen quälend zudringenden Gedanken brachte der Konsulent, unfähig an den wartenden Geschäften etwas vor sich zu bringen, den Morgen hin; ja es schien ihm, als denke sein Schreiber, der Mariannens Aufenthalt wußte, an die Möglichkeit, daß diese die Verunglückte sein möchte, und ahne sogar den Zusammenhang des unseligen Vorfalles mit seiner Person. Die Verschuldung sieht überall Beobachter, deren Blicken sie nicht traut.

Grüner faßte sich möglichst, um bei Tische sein tiefbewegtes Innere nicht zu verrathen. Hier wartete seiner eine neue Prüfung. Die Justizräthin erschien ihm anfangs wie sonst, und er glaubte sich nicht besonders von ihr beobachtet. Sie waren unter sparsamem Redewechsel an den Nachtisch gekommen, als sie einen Brief aus der Kommode holte und ihm zum Lesen darbot. Das Postzeichen machte ihn erblassen. Er war von der Verwandten in B. und enthielt die Nachricht von Mariannens Unglück. Grüners Auge traf in fliegender Eile sogleich die Stelle, wo es hieß, daß Marianne noch lebe. Dieser Schrecken war von ihm genommen, aber dennoch war er noch so beklommen, daß er nur nach mehrmaligem Lesen den Sinn des Einzelnen zu fassen vermochte. Das arme Mädchen lag schwerverwundet, mehr durch einen Fall, als durch thätlichen Angriff, darnieder. Sie war allerdings ihrer wenigen Schmucksachen und ihres Geldes beraubt worden und der ausgestandene Jammer hatte ihre Sinne verwirrt. Die Täuschung, die sich Marianne gegen ihre Base in Beziehung auf den Zweck ihres Spaziergangs erlaubt, war schon entdeckt, jedoch seiner Person von der Schreiberin nicht gedacht. Marianne, hieß es, behaupte ein hartnäckiges Stillschweigen über Zweck und Ziel ihres Ganges.

So hielt er nun den Brief mit verstörtem Sinn in den Händen. Was sollte er vorbringen, wie sollte er den angemessenen Ton finden? Rath- und thatlos las er, wenn er an der letzten Zeile war, immer wieder von neuem. War die Justizräthin auf der Spur, ahnte sie, was geschehen, so stand sie als Tiefbeleidigte, als Gegnerin ihm gegenüber, kalt und besonnen, das Recht ihr zur Seite. Doch er suchte mit krampfhafter Anstrengung Fassung zu gewinnen. — Er stellte sich in die Lage des Unbefangenen zurück, der das unglückliche Mädchen als ehemalige Hausgenossin, als arme Anverwandte kannte, der ihr Theilnahme, Mitleid schuldig war. — Der von ihm ergriffene Ton hielt glücklicherweise stand. Ob er gleich kaum glauben konnte, daß die umsichtige, in gewissen Fällen mißtrauische Frau ihn nicht durchschaue, so äußerte er doch so ruhig als möglich das Geeignete, und weil sie nicht weniger als er um das Schicksal des Mädchens bekümmert schien, so versprach er, sogleich an den Amtsrichter, den er persönlich kannte, zu schreiben und sich Nachricht von dem Stande der Sache zu erbitten.

Er ging auf sein Zimmer, froh, daß er so über das Quälendste hinübergekommen, und gab der Hoffnung Raum, daß sich vielleicht auch ein Theil der schlimmen Folgen für das arme Mädchen und für seine eigene Person werde abwenden lassen. So war er nun doch aus dem peinlichen Zustande der Passivität heraus und zu dem Vermögen gelangt, über das zunächst zu Ergreifende mit einiger Besonnenheit nachdenken zu können.

Es mußte sich fügen, daß nachmittags ein Universitätsfreund ihm auf seiner Durchreise einen Besuch machte. Schnell ergreifen Klugheit, und List das sich ihnen Darbietende, das Günstige. Der Fremde mußte ihm vor der Justizräthin zum Vorwande eines zweiten Geschäfts, einer kleinen, in dessen Angelegenheiten vorzunehmenden Reise dienen. Er schämte sich zwar vor sich selbst, als er mit dieser neuen Fiktion an sie kam, denn er mußte vermuthen, daß sie ihm nicht glaube, sondern sein Vorhaben ahne. Doch es war ihm jetzt nur um Beobachtung der Form zu thun, wie man sich in der konventionellen Welt oft in kritischen Fällen mit beiderseitigem Wissen wechselweise belügt. — Er bestellte ein Gefährt; der Fremde stieg mit ein, sie rollten zum südlichen Thore hinaus, um sogleich außerhalb der Stadt auf die nach Norden führende Straße einzulenken. Der angebliche Klient stieg aber nach einem Stündchen, während dessen sie sich von verflossenen Zeiten unterhalten und der Konsulent jenem einiges von seinem Verhältniß zur Justizräthin mitgetheilt, wieder aus und ging zu Fuß zur Stadt zurück. Grüner bat ihn, gewisser Umstände halber die Gegend seiner Wohnung bis morgen ihm zu lieb zu meiden. Der Fremde schüttelte lächelnd den Kopf und äußerte: „Fängt denn die eheliche Offenherzigkeit und Treue schon im Brautstande an?“ Der Jurist reichte ihm die Hand zum Abschied und versetzte: „Es

ist zwar eine gefährliche Maxime, aber auf gewisse Fälle doch anwendbar, daß, was ein Theil nicht weiß, gleichsam für ihn ein Nichtgeschehenes ist.“ — „Herr Jesuit!“ sagte der Fremde.

Sie trennten sich. — Nun war der Konsulent allein und seine eigene Rede klang ihm nach. „Sollte ich mit der Justizräthin in diesem Falle sein?“ fragte er sich selbst. „Sind wir gegen diejenigen, die uns nahe angehen, im ganzen wahrhaftig und zuverlässig, so können wir ihnen durch kluges Schweigen und Alleintragen manchen Aerger ersparen. — Aber trug ich ein Fatales? — Ich führte es herbei! — Schwieg ich? — Ich täuschte, ich belog! — Doch nur noch durch diese Wirre hindurch, dann will ich ehrlich und offen sein!“

Er überlegte auf der beschleunigten Fahrt, was nun zu thun sei. Mariannens Bild trat ihm, der nun in wenigen Stunden sie sehen sollte, lebendig vor die Seele. Er wog seine Schuld, er klagte sich des Leichtsinnes an; dann suchte er wieder in sich nach Entschuldigungen. Seine Stimmung wechselte nach dem Charakter der Landschaft und nach der Disposition des Luftkreises über ihm. „Ist es eine reine Zuneigung? Ist es blos sinnliche Freude an der jugendlichen Form? Schmeichelte dir die Leidenschaftlichkeit des unerfahrenen Geschöpfes, oder spricht etwas in deinem tieferen Innern für ihr Wesen? Warum erweckst du ihr leere Hoffnungen? — Denn welches Mädchen dächte in solcher Verblendung nicht an das Unwahrscheinlichste? Ein strenger Sittenrichter würde dir wohl die traurigen Folgen dieses Einverständnisses vorhalten, die leidigste Zukunft für das Mädchen daraus sich entwickeln lassen und dir das Härteste über deinen Leichtsinn sagen. Was wolltest du gegen ihn vorbringen?“ — Er fühlte sich nicht wenig beklommen, denn wirklich dachte er auch ihr und sein Lebensverhältniß durch diese gefährliche Neigung, besonders durch das Thatsächliche der Zusammenkunft und ihren Erfolg bedeutend bedroht. So quälte er sich eine gute Strecke Weges, bis die Selbstzerknirschung in sich müde geworden. Dann rang sich allgemach die andere Seite der Sache aus dem Trüben hervor und machte sich in seinem Gemüthe geltend.

„Kann der Mann,“ sprach er mit sich selbst, „der vollständige Mensch je in seinem Leben den Anspruch an eine tiefe, unbeschränkte, leidenschaftliche Zuneigung des Weibes aufgeben? Ist liebevolle Erwiderung derselben nicht der Träger seiner besten Thatkraft und Lebensregsamkeit? Soll ich schon jetzt in meinen schönsten Jahren, den Jahren reichen Jugendmuthes und männlicher Klarheit, um mein wärmstes Gefühl, so ich es ohne die Phantasterei und kindische Extravaganz der früheren Tage, in schöner Uebereinstimmung mit meinen sonstigen Thätigkeiten zu hegen wußte, betrogen werden? Und wäre auch einige Wagniß dabei — kann man denn im Leben stets alles Schöne, Wirksame, Fördernde in ungestörte Harmonie bringen? Wer vermöchte immer zugleich naiv und reflektirend, fühlend und klug, natürlich und politisch, reinmenschlich und konventionell zu sein? Sehe ich nicht diejenigen, die sich durch Resignation und Ascetik für die Besseren halten, bald durch Verkümmerung der Geistesleere, dem Wahnsinn, bald der geheimen Wollüstelei, dem geistlichen Hochmuth, dem Heuchelschein und anderen bösen Triebe zur Beute werden? — Und Marianne? — Hab' ich sie verschlechtert? War unsere Zuneigung nicht rein? Hat sich nicht ihr Sinn und ganzes Wesen an diesem Gefühl erhoben? Ist ihr Geist nicht merklich gebildeter, gereifter? Haben diese unschuldigen Momente sie nicht des Umganges mit ungebildeten, geschmacklosen Leuten überhoben? Ist Marianne nicht eines besseren Gatten würdig geworden?“

Kaum hatte er sich durch diesen Monolog, freilich eine ciceronian:sche Rede für sein eigenes Haus, einigermaßen wieder besänftigt, als ihm, da er mittlerweile seinem Ziele näher gerückt war und schon den Thurm der Stadtkirche von B. hinter einem Vorhügel auftauchen sah, das fatale Traktiren mit dem Amte, die Förmlichkeiten des Verhörs, das Lästige der Verstellung, des Leugnens, die Beängstigung des unerfahrenen Mädchens, das Leutegeschwätz, die Stadtklatscherei vor die Seele traten. Kaum gewann er über sich, daran zu denken, wo er sich zuerst hinwenden, was er da und dort vorbringen wolle. In solcher Gemüthsverfassung fuhr er zu dem alten Stadtthor hinein und dem ersten Gasthofe zu. Kaum hatte er sich abgestäubt und einigermaßen gefaßt, als er den Weg zum Amt einschlug.

Literatur und Kunst.

* Das Leben Thomas Carlyle's. A. d. Engl. von J. A. Froude, übers. von Fischer. 2 Bände. Gotha, Perthes 1887. 12 M. Jede Arbeit über Carlyle darf auf lebhaftes Interesse und Dank bei deutschen Lesern rechnen, denn der große Historiker und geistvolle Schriftsteller war zugleich ein charaktervoller Mensch mit seltenen Eigenschaften und ein warmer Bewunderer deutscher Art und Geistesschöpfung; man erinnere sich nur daran, daß er unsre großen Dichter Schiller und Goethe seinen Landsleuten verständlich gemacht und in seiner „Geschichte Friedrichs d. Gr.“ ein unvergängliches Denkmal dem Heldenkönige gesetzt hat. Hier wird uns ein treues Bild der geistigen Entwickelung und der persönlichen Verhältnisse des großen Briten geboten, keine vollständige Uebersetzung, und das gereicht dem Buche zum Vortheil, da es so präziser und abgerundeter geworden ist. Was für wohlthuende Einblicke gewähren Carlyle's Briefe in die Reinheit seiner Gesinnung und den Reichthum seines Gemüths, und wie sehr erkennt man, daß er Festigkeit der Grundsätze und unbestochenen Gerechtigkeitssinn mit warmer Empfindung und Gemüthstiefe zu vereinen wußte. Die Uebersetzung ist sehr gelungen, die Ausstattung tadellos. Das Buch sollte in den Hausbibliotheken gebildeter Familien seine Stelle finden, es reiht sich trefflich an die Biographien Bunsen's und Kingsley's an.

* Der Hausfreund im Verlage von S. Schottlaender in Breslau bringt in seinem 21. und 22. Hefte neben dem wirkungsvollen und versöhnenden Schlusse des großen Romans „Cyllene“ den Anfang eines neuen, mit seinen Thatsachen anscheinend bis nahe zur Gegenwart reichenden Romans von Ernst Malvers: „Ein gepfertes Herz.“ Von kürzeren novellistischen Beiträgen sind hervorzuheben: „Lebenswendungen“ von August Rehn (pseudonym für Professor Wiethe in Landskron) und „In der Forststraß,“ eine ungemein anschaulich und drastisch dargestellte Geschichte aus dem süddeutschen Gebirgsleben. Auch das Lebensbild aus der amerikanischen Prärie: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ von Herm. Haardt, der nach eigenen Erlebnissen erzählt, ist von tiefer, erschütternder Wirkung. Der heiteren Richtung ist durch die „Kleinen Manöverbilder“ von Hans Hermann, mit Illustrationen von Fikentscher, Rechnung getragen. Anziehende Reisebilder ergeben die Schilderungen über Partien im Monte Cenis (mit Illustrationen), „Sommertage am Attersee“ von Richard Schüller, „Am und auf dem Gardasee“ von J. Wittenburg; während „Die Fliticher Klause,“ „Ein Blick auf Florenz“ und „Eine wiederauszugrabende Stadt“ (Sybaris) bedeutsame historische Erinnerungen wachrufen. In biographischer Hinsicht sind die Lebensskizzen des Dichters Karl Gerok und der jungen dramatischen Künstlerin Thessa Klinkhammer, beide mit gelungenen Original-Porträts nach den neuesten Photographien, sowie eine den Manen der Marlitt gewidmete Skizze zu verzeichnen. Der illustrative Theil in diesen Heften ist wiederum reich bedacht.

* Neue Monatshefte des Daheim. 2. Band. Ein werthvoller Aufsatz von H. Knackfuß, demselben Gelehrten und Künstler, der für diese Zeitschrift kürzlich eine reich ausgestattete Dürer- und Holbeinbiographie geschrieben hat, gereicht dem Maiheste wieder zur besonderen Zierde, nämlich „etwas von mittelalterlichen Büchern,“ wobei 50 Abbildungen erläuternd hinzutreten. Ueber die Bauthätigkeit August des Starken und seine dresdener Schöpfungen hat Rich. Steche einen durch 21 Abbildungen belebten anziehenden Beitrag geliefert. Unter der Ueberschrift „Ein deutscher Hausfreund“ führt H. Köstlin den Leser in den Entwickelungsgang von Robert Franz und in seine Bedeutung für die Musik ein („er ist nicht der einschmeichelndsten Liederkomponisten einer, sagt der Verfasser, aber einer der tiefsten, der immer mehr ein wahrer deutscher Hausfreund werden wird, je mehr man ihn würdigen lernt“). Die Zeitbegebenheiten, z. B. die Grundsteinlegung zum Nord-Ostseekanal, das Jubelfest der Königin Viktoria, das Missionswerk in Afrika werden in Wort und Bild vorgeführt. Für den belletristischen Theil ist die Redaktion fortwährend um spannende Erzählungen bemüht. Die historische Erzählung von Minna Freiin v. Reineck „Der Hexenrichter von Paderborn“ wurde zum Schlusse geführt und v. Spaettgen's fesselnder Roman „Fremdes Blut“ in Extrabeigaben fortgesetzt. Daß es der Redaktion überdies noch möglich ist, den Text durch zahlreiche Einschaltbilder zu unterbrechen, weist auf die hohe Auflage der Monatsschrift hin.

* Aachen, die ehemalige deutsche Kaiserstadt, wird in dem neuesten Hefte der im Verlage von Cäsar Schmidt in Zürich erscheinenden — von uns bereits öfters rühmlich erwähnten — Kollektion „Städtebilder und Landschaften aus aller Welt“ trefflich geschildert. Durch die eingehende Behandlung der weltberühmten heilkräftigen Thermalquellen und Bäder gewinnt dieses Heft eine hervorragende Bedeutung, umsomehr, als der Text aus der Feder des als Schriftsteller und thätigem Bade- und Kurarzt wohlbekannten Dr Gell-Fels herstammt. 34 vorzügliche Ansichten und ein in Farbendruck ausgeführter Stadtplan schmücken das billige, zum Preise von 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehende Werkchen.

* Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart, herausgegeben von Richard Fleischer. Verlag von Eduard Trewendt in Breslau und Berlin. XII. Jahrgang. Augustheft. Inhalt: Erinnerungen an Balbo v. Hülsen, gesammelt von Helene v. Hülsen. II. — Konrad Telmann, Am Scheidewege. Novelle. I. — Richard Garbe, Die Brahmanenstadt am Ganges. I. — Paul Reis, Eine Spazierfahrt durch die Luft. — Sigmund Münz, Ein Tag in der Vaterstadt des Papstes. — Batsch, Bizeadmiral, Eine Republik im Zeichen des „Bandoux.“ Westindisches Kulturbild, II. (Schluß). — Fahr-

Land- und Hauswirthschaft.

Ueber die Ursachen der Unfruchtbarkeit der Obstbäume und die Mittel zu ihrer Abhilfe.

Direktor C. A. Klee äußert sich im „Oesterr. Landw. Wochenblatt“ dahin, daß die Ursachen theils äußere, theils innere im Organismus des Baumes selbst liegende sind. Aeußere sind Unzuträglichkeiten des Klimas, der Lage oder des Bodens für die angepflanzte Sorte, im Baume selbst liegende, zu sehr gesteigerte oder geschwächte Lebensthätigkeit.

Sollen die gepflanzten Obstbäume berechtigten Anforderungen in Bezug auf Gedeihen und Fruchtbarkeit entsprechen, so muß auch Gattung und Sorte den Eigenthümlichkeiten der Gegend entsprechend sein. Besonders beachte man, daß Aepfelbäume kühlen, milden Lehmboden verlangen; Birnbäume an Bodenqualität genügsamer sind, aber recht tiefgründigen, unten etwas feuchten Boden beanspruchen; daß Pflaumen- und Zwetschenbäume schon ziemlich feuchten Boden vertragen, Süßkirschen hingegen trockenen, kräftigen Boden lieben, und Sauerkirschen etwas günstigere allgemeine Verhältnisse verlangen. Bezüglich der Lage pflanze man auf östlich und nördlich geneigten Strecken

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18870814076/fragment/page=0004